

Sowohl in der Diskursethik als auch im Strukturalismus scheint das Problem in der Einheit des menschlichen Subjekts zu liegen. Im Fall von Lévi-Strauss erfordert die Reduktion aller symbolischen Leistungen auf eine einzige fundamentale Leistung des menschlichen Geistes diese Einheit, ohne sie wirklich plausibel machen zu können. Das ethische Subjekt ist nicht notwendigerweise ein wissendes Subjekt, aber auch nicht ein bloß sprechendes Subjekt. Hier ist nicht der Ort, um eine Theorie des Subjekts zu entwickeln, die in der Lage wäre, dieses Problem zu lösen. Würde man einen solchen Versuch unternehmen, dann würde die Ethik vielleicht das Terrain wiedergewinnen, auf dem sie die ganze Reichweite ihrer eigenen Logik entfalten könnte.

## Nichtfeststellbarkeit und Nichtexistenz

Von Hans Jürgen WENDEL (Mannheim)

Obwohl die Quinesche Unbestimmtheitsthese schon längst zu den bekanntesten und meistdiskutierten<sup>1</sup> der zeitgenössischen Philosophie gehört, finden wir weder bei ihren zahlreichen Befürwortern noch bei ihren genauso zahlreichen Kritikern Übereinstimmung darüber, was sie eigentlich behauptet. Unklar bleibt insbesondere, ob es sich dabei um eine erkenntnistheoretische oder um eine ontologische These handelt. Unter Unbestimmtheit im erkenntnistheoretischen Sinne ist dabei zu verstehen, daß wir auf Grund der uns verfügbaren Erkenntnismittel prinzipiell nichts über eine Sache wissen können, also prinzipiell nicht zwischen konkurrierenden Hypothesen über diese zu entscheiden vermögen; Unbestimmtheit in ontologischer Hinsicht bedeutet darüber hinaus, daß es überhaupt keine Sache gibt, über die man etwas wissen könnte. Für Noam Chomsky und Richard Rorty ist die Unbestimmtheit der Übersetzung nur ein linguistischer Spezialfall der Unterbestimmtheit aller Theorien durch die Erfahrung, also eine epistemische Angelegenheit.<sup>2</sup> Michael Friedman ist der Ansicht, daß die Unbestimmtheitsthese zwei verschiedene Formen annehme, weshalb sich auch Schwierigkeiten ergeben würden, die verschiedenen Argumente für die These zu bewerten. Es sei nicht immer klar, ob es sich um ein Argument für die These im erkenntnistheoretischen oder im ontologischen Sinne handelt.<sup>3</sup> Christopher Hookway und Wolfgang Stegmüller gelangen zu der Überzeugung, daß der Kern von Quines Ausführungen zur Unbestimmtheit der Übersetzung nicht als Aussage über eine erkenntnismäßige Beschränktheit mißverstanden werden dürfte. Es wäre völlig verfehlt anzunehmen, Quine meine, es könne zwar eine gegenüber anderen Übersetzungshypothesen korrekte Übersetzung geben, wir seien nur nicht in der Lage, diese korrekte Übersetzung eines Terms herauszufinden oder festzustellen, was der fremde Term tatsächlich für einen Gegenstandsbezug hat. Beide nehmen an, für Quine sei die Unbestimmtheit (der Übersetzung) nicht die Folge eines unlösbaren Erkenntnisproblems, sondern drücke das „metaphysische Faktum“ aus, daß es gar keine Tatsache gebe, auf Grund deren – erkenntnisunabhängig – eine von mehreren empirisch gleichwertigen Übersetzungshypothesen

<sup>1</sup> Siehe etwa M. Friedman, *Physicalism and the Indeterminacy of Translation*, in: *Noûs* 9 (1975) 353, oder Christopher Hookway, *Quine. Language, Experience and Reality* (Cambridge u. Oxford 1988) 127.

<sup>2</sup> Chomsky, *Quine's Empirical Assumptions*, in: D. Davidson und J. Hintikka (Hg.), *Words and Objections. Essays on the Work of W. V. Quine* (rev. ed. Dordrecht 1975) 53–68; Rorty, *Indeterminacy of Translation and Truth*, in: *Synthese* 23 (1972) 443 f.

<sup>3</sup> Vgl. Friedman, a. a. O. 353.

gegenüber ihren Konkurrenten zutreffen könnte.<sup>4</sup> Einen Zusammenhang zwischen der erkenntnistheoretischen und der ontologischen Version stellt Axel Bühler her. Er stellt die Vermutung an, daß der erkenntnistheoretische und der ontologische Aspekt von Quine miteinander verknüpft werden, so daß die ontologische Unbestimmtheit als Konsequenz der epistemischen Unbestimmtheit anzusehen ist.<sup>5</sup> Ich möchte im folgenden nicht alle die verschiedenen Deutungen von Quines Unbestimmtheitstheorie diskutieren, von denen die erwähnten nur eine kleine, wenn auch exemplarische Auswahl darstellen. Wenn die Vielzahl von Interpretationsversuchen auch auf die Deutungsbedürftigkeit der Unbestimmtheitstheorie verweist und die kontroverse Diskussion auf Ungereimtheiten dieser Deutungen – denen durch den kryptischen Charakter vieler Bemerkungen von Quine selbst fast vorzüglich Vorschub geleistet wird<sup>6</sup> –, so ist dies meiner Ansicht nach noch nicht unbedingt ein Indiz dafür, daß die Unbestimmtheitstheorie keine einheitliche Deutung zuläßt – gewissermaßen unbestimmt bleibt, was sie eigentlich behauptet. Ich werde zeigen, daß die mit der Unbestimmtheitstheorie verbundenen erkenntnistheoretischen und ontologischen Fragestellungen Aspekte *einer* Problematik sind. Eine solche Klärung scheint mir nicht nur wegen der laufenden kontroversen Diskussion darüber interessant zu sein, sondern vor allem auch aus systematischen Gründen. Dies wird klar, wenn wir uns die Bedeutsamkeit der Unbestimmtheitstheorie für die heutzutage wieder vieldiskutierte Frage einer Zurückweisung des metaphysischen Realismus zugunsten relativistischer Deutungen des Erkenntnisgeschehens vergegenwärtigen.

Den Ausgangspunkt von Quines Überlegungen zur Unbestimmtheitstheorie bilden Annahmen über das Verhältnis, in dem Sprachkompetenz und inhaltliches Wissen zur Beobachtung stehen.<sup>7</sup> Danach bildet die Beobachtung zwar letztlich die Erfahrungsgrundlage für Sprache und Wissen, indem sowohl der Erwerb von Sprachkompetenz als auch der Erwerb von Wissen über die Welt auf Hypothesen beruhen, die sich auf Beobachtungserfahrung beziehen. Aber beide seien durch diese Erfahrungsgrundlage unterbestimmt. Hinzu kommt, daß Quine zufolge Erkenntnis der Welt und die Sprache, in der wir diese formulieren, gar nicht trennbar sind,<sup>8</sup> da beide auf Hypothesen beruhen, deren Grundlage beobachtbare Situationen bilden. Die empirische Unterbestimmtheit betreffe somit nicht nur das Verhältnis von Erfahrung und Wissen, sondern auch das von Erfahrung und Begriffen. Prozesse der Theoriebildung und solche der Begriffsbildung seien überhaupt nicht zu trennen; Sprache und inhaltliches Wissen würden vielmehr ein untrennbares Ganzes<sup>9</sup> bilden, indem sie insgesamt auf der Erfahrung – als der einzigen Grundlage, über die wir hierfür überhaupt verfügen – beruhen.

<sup>4</sup> Vgl. Hookway, Quine, Language, Experience and Reality, a. a. O. 136f., und Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Band II (6. erw. Aufl. Stuttgart 1979) 297.

<sup>5</sup> Vgl. Axel Bühler, Bedeutung, Gegenstandsbezug, Skepsis. Sprachphilosophische Argumente zum Erkenntnisanspruch der Geistes- und Sozialwissenschaften (Tübingen 1987).

<sup>6</sup> So etwa dadurch, daß Quine zustimmende Geleitworte zu Monographien über sein Œuvre beisteuert, obwohl die verschiedenen Autoren zu gänzlich verschiedenen Interpretationen gelangen.

<sup>7</sup> Vgl. W. V. Quine, Word and Object (Cambridge, Mass. 1960) Kap. II.

<sup>8</sup> Eine Ansicht, die sich schon in der grundlegenden These von „Two Dogmas of Empiricism“ zeigt, nämlich daß eine Grenze zwischen den Bereichen der analytischen und der synthetischen Aussagen nicht gezogen werden könne. Vgl. insbes. den Schlußabsatz von „Two Dogmas of Empiricism“, abgedruckt in: Quine, From a Logical Point of View (second rev. ed. New York 1961) 46.

<sup>9</sup> Hierauf hat insbesondere D. Føllesdal hingewiesen. Vgl. seinen Aufsatz: Indeterminacy of Translation and Under-Determination of the Theory of Nature, in: Dialectica 27 (1973) 289–301. Er schlägt dort den Term „language/theory“ vor, um diesen Zusammenhang zu bezeichnen (291).

Nun läßt die These von der empirischen Unterbestimmtheit allein noch kein grundlegendes *metaphysisches* Problem entstehen. Behauptet sie doch lediglich, daß die Hypothesen, die der Sprachkompetenz eines Sprechers zugrunde liegen, und die Hypothesen, die sein (theoretisches) Wissen bilden, nicht logisch aus der Beobachtung ableitbar sind. Logisch sind die verschiedensten Hypothesensysteme über Syntax und Semantik und über die Beschaffenheit der Welt mit der möglichen Erfahrung vereinbar. Indem jene Hypothesensysteme durch diese jedoch hoffnungslos unterbestimmt bleiben, können sie empirisch niemals gerechtfertigt werden. Die empirische Unterbestimmtheit von Hypothesen allein würde also nur nahelegen, ein *Erkenntnisproblem* anzunehmen: Zwar kann auf Grund unserer Erkenntnissituation kein System von Hypothesen, die der Sprachkompetenz und dem Wissen über die Welt zugrunde liegen, bevorzugt werden; dennoch könnte eines davon hinsichtlich der Strukturen der erkenntnisunabhängigen Realität eine zutreffende Darstellung sein. Warum es darüber hinaus auch dabei postulierte Sachen – Entitäten bestimmter Art wie Sprachbedeutungen oder Gegenständlichkeit bestimmter Art – überhaupt nicht geben sollte, ist keineswegs klar. Denn aus der Nichtentscheidbarkeit allein folgt noch nicht die Nichtexistenz. Im folgenden wird der Versuch einer Rekonstruktion des Zusammenhangs des erkenntnistheoretischen und des ontologischen Aspekts der Unbestimmtheitstheese unternommen.

## I.

Die Abhängigkeit der Kenntnis einer Sprache von der Beobachtungserfahrung läßt sich Quine zufolge in paradigmatischer Weise an der sogenannten Urübersetzung (radical translation) – dem erstmaligen Erlernen und Übersetzen einer völlig unbekanntem Sprache – untersuchen. Diese stellt den fiktiven Versuch eines Sprachforschers dar, ein Übersetzungshandbuch für die Sprache einer fremden Gemeinschaft zu erstellen, die keinerlei Verbindungen kultureller und sprachgeschichtlicher Art zu der seinen aufweist.

Quines Unbestimmtheitsargument geht nun davon aus, daß alles, worauf ein solcher Sprachforscher seine Annahmen über die sprachliche Struktur (und über theoretische Behauptungen der Fremden) gründen könnte, die *Reizbedeutungen* der Gesamtheit aller ihrer Äußerungen seien. Ausgangspunkt hierfür könnten immer nur die Beobachtungssätze einer Sprache sein, da allein deren Reizbedeutungen überhaupt erschlossen werden könnten, weil es hierzu keiner Zusatzinformation bedürfe, wie dies bei den von Quine sogenannten theoretischen Sätzen der Fall sei,<sup>10</sup> denn bei Beobachtungssätzen trete kein „Netz einer ausgebildeten Theorie“ dazwischen, um Reiz und Zustimmung- bzw. Ablehnungsreaktion miteinander zu verknüpfen. Deshalb würden die Beobachtungssätze auch eine besondere Stellung bei der Urübersetzung einnehmen; denn der Sprachforscher könne Beobachtungssätze der fremden Sprache einfach Beobachtungssätzen der eigenen Sprache (mit

<sup>10</sup> Theoretische Sätze überhaupt sind also dadurch gekennzeichnet, daß Zustimmung- und Ablehnungsverhalten vom Vorhandensein von Zusatzinformation abhängt. „Theorie“ in einem weiteren Sinne bedeutet bei Quine etwa dasselbe wie „Zusatzinformation“. Es ist aber nicht immer klar geschieden, ob nun i. S. von Zusatzinformation, die nur das Sprachverhalten betrifft, oder i. S. von darüber hinausgehender Zusatzinformation, wie wir sie beispielsweise in wissenschaftlichen Theorien finden. Daß dies systematische Gründe hat und daß Quine selbst dieser Unterschied nicht entgeht, sehen wir z. B. in seinen Bemerkungen über die wechselseitige Austauschbarkeit der Ausdrücke „Theorie“ und „Sprache“ und über die Unterscheidung zwischen technischer und nichttechnischer Verwendung des Ausdrucks „Theorie“ (Quine, Replies to Chomsky, in: D. Davidson und J. Hintikka [Hg.], Words and Objections, a. a. O. 309f.).

denselben Reizbedeutungen) gleichsetzen. Auf diese Weise gewinnt er nach Quines Überzeugung sein erstes Material zur Erstellung seines Übersetzungshandbuchs.

Wichtig sei es, zu beachten, daß diese Beobachtungssätze zunächst weder in ihrer syntaktischen noch in ihrer semantischen Struktur erschlossen wären. Denn sie als Sätze zu verstehen, würde Kenntnis von Regelsystemen zur Erzeugung wohlgeformter syntaktischer Strukturen sowie Kenntnis der Interpretation der Bezeichnungsausdrücke voraussetzen. Gerade diese sollten aber in der Urübersetzung erst erschlossen werden. In diesem Stadium der ‚Übersetzung‘ der Beobachtungssätze stellt der Sprachforscher daher lediglich fest, daß bestimmte *lautliche Sequenzen* der fremden Sprache bestimmten *Sätzen* seiner eigenen Sprache gleichgesetzt werden könnten – was ihn etwa veranlasse, sie als Entsprechungen dieser Sätze zu deuten. Aber aus welchen Segmenten – ‚Wörtern‘ – diese Äußerungen bestehen, welche davon etwa grammatische Ausdrücke und welche davon Bezeichnungsausdrücke sind, bleibe durch die Reizbedeutungen der Äußerungen als Ganzheiten unbestimmt. Beobachtungssätze – als Ganzheiten lautlicher Sequenzen – seien von der Unbestimmtheit nicht betroffen, weil sie als Ganzes einem Beobachtungssatz der eigenen Sprache gleichgesetzt würden – ohne daß sie in dieser Weise interpretiert wären. Es seien nur verschiedene lautliche Äußerungen, die in bestimmten Arten von Reizsituationen Zustimmung oder Ablehnung erfahren können. Gleichsetzung sei hier also allein auf Grund der Reizbedeutungen möglich.

Bei theoretischen Sätzen dagegen, also bei allen Äußerungen, die nicht mehr allein auf der Grundlage der Reizbedeutungen übersetzbar seien, bei denen die Übersetzung nicht mehr nur „eine Angelegenheit der Identität des Spielraumes der Reizungen, die Zustimmung zu dem einen Satz auslösen, mit dem Spielraum der Reizungen, die Zustimmung zu dem anderen Satz auslösen“, sei,<sup>11</sup> bedürften wir *zusätzlicher Hilfsmittel für die Übersetzung*. Der mit der Urübersetzung befaßte Sprachforscher müßte deshalb versuchen, in irgendeiner Weise Zusatzinformation (wie sie beispielsweise der Syntax der fremden Sprache zugrunde liegt) hypothetisch zu erschließen, also bestimmte Übersetzungsmaximen zu entwickeln – so z. B. dafür was in der fremden Sprache unserem Identitätsprädikat entspricht, welches bezeichnende und welches strukturierende Ausdrücke sind oder welche ‚Bedeutung‘ ein Ausdruck hat. Erst mit deren Hilfe würden vom Sprachforscher lautliche Äußerungen in bestimmter Weise in kurze, wiederkehrende Teile gegliedert und somit etwa wie eine Grammatik und eine Liste der ‚Wörter‘ der fremden Sprache erstellt, die er dann hypothetisch mit Entsprechungen seiner Sprache gleichsetzt. Solche Prinzipien, nach denen der Sprachforscher diese Gliederung und Gleichsetzung gestalte, nennt Quine *analytische Hypothesen*.<sup>12</sup> Sie sind also Hypothesen über Zusatzinformation, die allem sprachlichen Verhalten der Fremden zugrunde liegt.

Nun kann es Quines Ansicht nach alternative Systeme analytischer Hypothesen geben, die zu im einzelnen miteinander unverträglichen Übersetzungen führen: Denn je nachdem, welches System analytischer Hypothesen man zur Erstellung des Übersetzungshandbuchs heranziehe, würden sich verschiedene Interpretationen der Eingeborensprache ergeben und bestimmte Teile davon in verschiedener Weise mit Stücken unserer Sprache als Äquivalenten gleichgesetzt. So ließe sich eine fremde Äußerung wie „Gavagai“ des fremden

<sup>11</sup> Quine, *Epistemology Naturalized*, in: ders., *Ontological Relativity and Other Essays* (New York u. London 1969) 89; zu solchen Äußerungen gehören insbesondere solche über die syntaktische und semantische Struktur, demnach auch diejenigen, die die Übersetzung einzelner *Terme* anbelangen; also z. B. Äußerungen wie: „Dieses *Gavagai* ist dasselbe wie jenes.“

<sup>12</sup> Vgl. *Word and Object*, a. a. O. § 15.

Sprechers, als ein Term verstanden, dann – je nachdem welche Übersetzungsprinzipien herangezogen werden – einmal beispielsweise mit „nichtabgetrennte Kaninchenteile“, ein anderes Mal mit „Kaninchen“ oder im Sinne eines Vorkommnisses von „Kaninchenheit“ übersetzen. Auch bei Kenntnis allen möglichen beobachtbaren Sprachverhaltens wäre man nicht in der Lage, irgendeines dieser Hypothesensysteme über die dem Sprachverhalten zugrunde liegende Zusatzinformation, die solche verschiedenen Deutungen regelt, den anderen vorzuziehen (a. a. O. 68), da jedes gleichermaßen damit vereinbar ist: Die Gesamtheit aller Reizbedeutungen und allen Sprachverhaltens könnte nicht zwischen alternativen Systemen analytischer Hypothesen diskriminieren (vgl. ebd. 26f.). Die Unbestimmtheit komme somit zustande, weil wir auf analytische Hypothesen (ebd. 70) bei der Übersetzung angewiesen seien. Verschiedene analytische Hypothesen seien alle gleich stark, da sie nicht durch das verfügbare mögliche äußere Reizmaterial und alles Sprachverhalten festgelegt seien, so daß alle Erfahrung nicht helfen könnte, zwischen ihnen zu entscheiden.

Aber warum sind wir überhaupt auf analytische Hypothesen bei der Übersetzung von Termen angewiesen? Grund hierfür ist nach Quines Ansicht, daß wir bei völliger Unkenntnis einer fremden Sprache keine Hilfsmittel der Übersetzung außer den Reizbedeutungen und dem fremden Sprachverhalten selbst besitzen. Wie sollten diese aber für eine Übersetzung ausreichend sein? Quine zufolge vermag man durch diese Hilfsmittel nicht, zwischen „Kaninchen“, „nichtabgetrennte Kaninchenteile“ und anderen ähnlichen Ausdrücken als Übersetzungen für den fremden Term „Gavagai“ zu entscheiden (vgl. ebd. 72), denn der Unterschied zwischen solchen möglichen Übersetzungen erwächst nach seinem Dafürhalten erst aus der Deutung anderer Teile fremder sprachlicher Äußerungen, die nur durch analytische Hypothesen zu erschließen seien.

Aber diese verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten würden noch etwas anderes zeigen: Sie geben nicht nur so etwas wie *bedeutungsverschiedene* Übersetzungen des Terms „Gavagai“, sondern die als Übersetzungen gewählten Ausdrücke bezeichnen auch *andere Arten von Gegenständlichkeit*. Indem wir uns für eine dieser Übersetzungen entscheiden, machen wir schon bestimmte ‚theoretische‘ Voraussetzungen – nämlich Deutungen über die dem fremden Sprachgebrauch zugrunde liegenden Individuationsprinzipien. Und gerade diese legen nach Quines Ansicht erst die Ontologie der Sprache, die Arten von Entitäten, die deren Ausdrücke bezeichnen, fest.

Die ontischen Grundannahmen der Eingeborenen können sich demnach möglicherweise derartig von denen unserer eigenen Sprache unterscheiden, daß jede unserer Deutungen, die wir diesen durch die Übersetzung geben würden, unnatürlich und weitgehend willkürlich wären (vgl. ebd. 53).

Geht man wie Quine davon aus, daß man zur Erstellung eines Übersetzungshandbuchs für eine unbekannte Sprache bloß Reizbedeutungen zur Verfügung hat, dann hat dies zur Folge, daß diese lediglich dazu hinreichen, fremdsprachige Beobachtungsausführungen solchen der eigenen Sprache gleichzusetzen.<sup>13</sup> Sie legen aber in keiner Weise fest, was fremdsprachige Terme ‚bedeuten‘ und welche Arten von Gegenständlichkeit sie *bezeichnen*. Um dies zu leisten, bedarf es darüber hinaus analytischer Hypothesen, die das fremde Sprachverhalten in einer Weise interpretieren, die nun nicht mehr durch die Reizbedeutungen determiniert ist. Analytische Hypothesen über dem fremden Sprachverhalten zugrunde lie-

<sup>13</sup> Allerdings stößt schon diese Annahme der Möglichkeit einer solchen Gleichsetzung fremder mit eigenen Beobachtungssätzen innerhalb der Quineschen Auffassungen auf Schwierigkeiten. Genauer gesehen müssen nämlich auch sie der Unbestimmtheit der Übersetzung anheimfallen (vgl. hierzu meinen Aufsatz: Gibt es logisch unvereinbare, aber dennoch empirisch äquivalente Gesamtheorien über die Welt?, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie XVII/2 [1986] 361–379).

gende Zusatzinformation sind somit – durch die Reizbedeutungen – *unterbestimmt* und prinzipiell *unerforschlich*. Während hauptsächlich von den Reizbedeutungen bestimmte sprachliche Äußerungen „eine allgemein gültige Währung“ seien, wären „Terme und Gegenstandsbezug dagegen... für unser Begriffsschema spezifisch“ (ebd.). Beobachtung und Sprachverhalten lassen für Quine somit unbestimmt, welches System analytischer Hypothesen vorzuziehen wäre.

Bisher war immer nur davon die Rede, daß Zusatzinformation in der Übersetzung unbestimmt bliebe. Weil Zusatzinformation durch Reizbedeutungen und fremdes Sprachverhalten unterbestimmt sei, bleibe ein epistemisch bedingter Spielraum für alternative Systeme analytischer Hypothesen über diese Zusatzinformation. Diese können nach Quine miteinander logisch unvereinbar sein, obwohl sie möglicherweise alle gleichermaßen empirisch adäquat sind. D. h. hinsichtlich der Übersetzung allen möglichen Sprachverhaltens der Fremden wäre es gleich, welches System analytischer Hypothesen von unserem Sprachforscher vorgezogen würde. Nun ist aber die Urübersetzung lediglich Quines *Paradigma* zur Illustrierung eines zugrundeliegenden allgemeineren Problems: der empirischen Unterbestimmtheit des Gesamtsystems von Zusatzinformation, über das ein jeder von uns in Form von der Sprachkompetenz zugrundeliegendem Regelwissen und theoretischem Wissen über die Welt verfügt. Obwohl – idealiter – mit aller Beobachtung und allem Sprachverhalten vereinbar, können solche Systeme von Zusatzinformation erheblich voneinander abweichen und möglicherweise sogar miteinander unvereinbar sein. Schon im Gespräch mit dem Anderen stelle sich das Problem, ob wir überhaupt genau verstehen, was er mit seinen Äußerungen meint – was genauer besehen aber heißt, die Urübersetzung beginne, wie Quine dies ausdrückt, schon „zu Hause“.<sup>14</sup> Und es ist auch leicht einzusehen, daß sich dasselbe Problem beim Erlernen der eigenen Sprache stellt:<sup>15</sup> Genauso, wie wir auf der Grundlage aller möglichen Erfahrung *nicht wissen* können, ob wir die Zusatzinformation in Sprache und Theorie fremder Sprecher richtig interpretieren, genausowenig können wir wissen, ob wir die Äußerungen der Angehörigen unserer eigenen Sprachgemeinschaft richtig deuten.

Aber nicht nur Fragen der Syntax und der Semantik unterliegen der Unbestimmtheit. Überhaupt alle Behauptungen, bei denen es zur Zustimmung oder Ablehnung mehr bedarf als Reizbedeutungen, sind davon betroffen. Denn schließlich sind Sprache und Theorie Quine zufolge gar nicht strikt trennbar. Auch im Falle von Theorien gibt es alternative Deutungsmöglichkeiten über den Inhalt der benötigten Zusatzinformation. Auch solche Zusatzinformation ist empirisch unterbestimmt, und d. h. es gibt prinzipiell keine Prüfinstanzen in Beobachtung und Sprachverhalten, die es ermöglichen könnten herauszufinden, welchen Inhalts die in Frage stehende Zusatzinformation ist.

Nun wirft die empirische Unterbestimmtheit, wie schon eingangs bemerkt wurde, allein noch kein Problem auf, das der Unbestimmtheit der Übersetzung entsprechen würde. Denn auch wenn Theorien prinzipiell unterbestimmt sind, und wir deshalb nie endgültig wissen können, welche von konkurrierenden Theorien eine bessere Erklärung zu liefern vermag, können wir dennoch feststellen, daß wir es mit verschiedenen Theorien zu tun haben. Wir können innerhalb derselben Sprache verschiedene Theorien  $T_1, T_2, \dots T_n$  formu-

<sup>14</sup> Vgl. Quine, *Ontological Relativity*, in: ders., *Ontological Relativity and Other Essays*, a. a. O. 46.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. Quines Bemerkungen über das kindliche Sprachlernen etwa in: *Epistemology Naturalized*, a. a. O. 81 oder 89. Ausführliche Bemerkungen hierzu finden sich in Kapitel II seines Buches: *The Roots of Reference* (La Salle 1974).

lieren. Auch wenn wir vielleicht nicht entscheiden können, welche davon aus empirischen Gründen zu bevorzugen wäre, können wir doch feststellen, daß wir es mit verschiedenartigen (unterbestimmten) Systemen von Behauptungen zu tun haben.<sup>16</sup>

Dieses Bild ändert sich jedoch grundlegend, wenn wir verschiedene *Gesamttheorien*, also jene umfassenden Rahmentheorien, die allem Sprachverhalten zugrunde liegen und die insbesondere festlegen, über welchen ontologischen Rahmen ein Sprecher verfügt, selbst betrachten. Hier wird Unterbestimmtheit zu Unbestimmtheit. Grund ist, daß es bei verschiedenen Gesamttheorien keine umfassendere Rahmentheorie mehr gibt, innerhalb derer diese Unterschiede formulierbar wären. Ob eine andere Person eine inhaltlich verschiedene Gesamttheorie hat, ist nicht mehr feststellbar, denn hier sind wir wieder mit dem Übersetzungsproblem konfrontiert: Verschiedene Systeme analytischer Hypothesen sind möglich, die zu Übersetzungen der fremden Sprache führen, die zwar mit allem beobachtbaren Sprachverhalten vereinbar sind; jedoch können sie hinsichtlich der theoretischen Überzeugungen der anderen Person – hinsichtlich deren System von Zusatzinformation – variieren.

Damit zeigt sich aber, daß nach Quine prinzipiell alles Sprachverhalten, das auf Zusatzinformation beruht, von der Unbestimmtheit der Übersetzung berührt wird. Denn durch die Prüfinstanz der Beobachtung bleibt dann unbestimmt, welche von alternativen Gesamttheorien wir vorziehen sollten.<sup>17</sup> Die These von der Unbestimmtheit erweist sich demnach als eine umfassendere These, die nicht allein die Übersetzung betrifft, sondern – wegen des untrennbaren Zusammenhanges von Sprache und Wissen – allgemein den Zusammenhang von Beobachtung und Wissen (Zusatzinformation) jeder Art.<sup>18</sup> Allgemein behauptet Quines Unbestimmtheitsthese, daß es *alternative Hypothesensysteme* über die Deutung der Gesamtheit der Zusatzinformation fremder Sprecher gibt, *die alle mögliche Beobachtung gleichermaßen erklären*. D. h. die Beobachtung ermöglicht prinzipiell keine Entscheidung darüber, welches System von Zusatzinformation auf Grund seines Inhaltes vorgezogen werden könnte. Deshalb können wir über den Inhalt von Zusatzinformation nichts wissen. Soweit ist die Unbestimmtheit also ein erkenntnistheoretisches Problem prinzipiellen Nichtwissenkönnens.

## II.

Jedes System analytischer Hypothesen und jede Gesamttheorie über die Welt – und damit auch jede Ontologie – ist nach Quine also durch die Erfahrung – als der einzig möglichen Prüfinstanz – *unterbestimmt*, so daß es letztlich nicht möglich ist, aus empirischen Gründen irgendein bestimmtes System von Zusatzinformation, sofern dieses nur empirisch adäquat ist, einem anderen vorzuziehen. Die Erfahrung vermag prinzipiell nicht, letztendliche Prüfinstanz dafür zu sein, welches von alternativen empirisch äquivalenten Systemen von Hypothesen (über eine Sache) möglicherweise als das richtige angesehen werden müßte.

Die Unbestimmtheitsthese behauptet nun aber nicht nur, daß es unmöglich sei, *festzustellen*, welche von alternativen Gesamttheorien über die Welt (bzw. von analytischen Hy-

<sup>16</sup> Vgl. hierzu die Einwände Chomskys in: Quine's Empirical Assumptions, in: D. Davidson und J. Hintikka (Hg.), *Words and Objections*, a. a. O. 33–68, und die Einwände von David Graybeal in: *The In- and Under-Determination of Translation*, in: *Dialectica* 30 (1976) 9–15.

<sup>17</sup> Quine, *On the Reasons for Indeterminacy of Translation*, in: *The Journal of Philosophy* LXVII (1970) 179.

<sup>18</sup> Vgl. hierzu Quine, ebd. 179–181.

pothesen oder ontologischen Bezugsrahmen) zutreffend ist – also die Unerforschlichkeit auf Grund der Unbestimmtheit möglichen Wissens –, sondern darüber hinaus, *daß es gar keine Sache gibt*, die solchermaßen nicht feststellbar ist. Es liegt also eine Unbestimmtheit der Sache selbst – der Sprachbedeutungen und des ontologischen Inventars – vor, über die in alternativen Gesamtheorien verhandelt wird, so daß nach der Existenz der Sache gar nicht sinnvoll gefragt werden kann. Von Quines Standpunkt aus kann man nicht einmal sinnvoll die Frage danach stellen, ob es vielleicht nur nicht feststellbar sein könnte, ob eine Übersetzung korrekt ist oder nicht, da es überhaupt nur bezogen auf ein bestimmtes System analytischer Hypothesen zwischensprachliche Synonymiebeziehungen gebe. Es gibt nach seiner Ansicht noch nicht einmal „etwas Objektives“ (an objective matter),<sup>19</sup> hinsichtlich dessen eine solche Frage gestellt werden könnte. Genauso im Falle des Gegenstandsbezugs; auch hier begnügt sich Quine nicht mit der Behauptung, daß es niemals feststellbar sei, zu welcher Gegenständlichkeit unsere Bezeichnungsausdrücke in einem absoluten – nicht theorien-relativen – Sinne Bezug haben, daß also zwischen alternativen Ontologien eine Entscheidung niemals möglich sei. Auch in dieser Frage ist er der Auffassung, daß es nichts gibt, hinsichtlich dessen eine solche Entscheidung getroffen werden könnte.<sup>20</sup> Allgemeiner könnte man die Problematik dahingehend formulieren, daß man fragt, ob unterbestimmte Teile unseres Wissens – der Inhalt von Zusatzinformation – überhaupt zutreffend oder unzutreffend sein können, auch wenn dies niemals feststellbar wäre.

Nun kann man durchaus eine Trennung vornehmen zwischen der Frage der Entscheidbarkeit (oder Beweisbarkeit) und der Frage nach der Wahrheit – i. S. der *Idee der zutreffenden Darstellung*<sup>21</sup> – von Behauptungen. Denn schließlich ist es keineswegs selbstverständlich, daß der Wahrheitsbegriff und irgendwelche Wahrheitskriterien zusammenfallen müssen.<sup>22</sup> D. h. aber, daß wir Annahmen über eine Sache nicht überprüfen – und möglicherweise prinzipiell niemals überprüfen können –, aber diese Annahmen über die Sache dennoch wahr oder falsch sein könnten. Quine behauptet aber nun, daß nicht nur Unbestimmtheit bezüglich einer möglichen Entscheidung zwischen alternativen Hypothesensystemen über eine Sache vorliege, wir es also mit der bloßen Unmöglichkeit von *Wissen* darüber zu tun hätten. Er behauptet darüber hinaus auch eine Unbestimmtheit der Sache selbst, nimmt also an, daß es *nichts Objektives* gibt, über das es etwas zu wissen geben könnte. Besteht nun ein Zusammenhang zwischen beiden Behauptungen, der es erlauben würde, aus der prinzipiellen Unmöglichkeit des Wissens über eine Sache auf deren Nichtexistenz zu *schließen*?<sup>23</sup> Wenn wir von dem oben skizzierten Wahrheitsverständnis ausge-

<sup>19</sup> Quine, *Word and Object*, a. a. O. 73; vgl. auch die Bemerkungen in: *Meaning in Linguistics*, in: ders., *From a Logical Point of View*, a. a. O. 63.

<sup>20</sup> Vgl. *Ontological Relativity*, a. a. O. 48, 50 u. 66f. und *passim*.

<sup>21</sup> Vgl. hierzu insbes. Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* (Jena 1934).

<sup>22</sup> Auf die Bedeutsamkeit, Wahrheitsbegriff und Wahrheitskriterien auseinanderzuhalten weist Hans Albert ausdrücklich hin. Vgl. hierzu seinen Aufsatz: *Erkenntnis, Sprache und Wirklichkeit*, in: ders., *Kritische Vernunft und menschliche Praxis* (Stuttgart 1977) insbes. 107.

<sup>23</sup> Diese Auffassung liegt beispielsweise der Rekonstruktion eines, wie er es nennt, „Arguments von der Unbestimmtheit“ zugrunde, die Axel Bühler in: *Scetticismo nella teoria del significato*, in: *Il Canocchiale* 3 (1983) 41–47, insbes. 45f. gibt. Zur allgemeinen Charakterisierung der Struktur dieses Argumenttyps vgl. S. 51 seines Aufsatzes. Bühler hat seine Überlegungen zur Struktur solcher Argumente zwischenzeitlich in ausführlicherer Form in § 2 seines Buches: *Bedeutung, Gegenstandsbezug, Skepsis* (a. a. O. 5–26) vorgelegt. Die eine zentrale Prämisse dieses Argumentes ist nach Bühler darin zu sehen, „daß die Unmöglichkeit des Wissens über eine Sache den Schluß auf die Nichtexistenz der Sache rechtfertigt“ (ebd. 21).



hen, ist ein solcher Zusammenhang nicht selbstverständlich. Denn allein daraus, daß Hypothesensysteme gleich stark sind, und aus der daraus resultierenden Unbestimmtheit möglichen Wissens über die Sache folgt noch nicht deren Nichtexistenz. Dann stellt sich aber die Frage, durch welche zusätzlichen Annahmen ein solcher Schluß gerechtfertigt werden könnte.

Nun könnte es sein, daß Quine gar nicht von einem Wahrheitsverständnis ausgeht, wonach zwischen Wahrheitsbegriff und Wahrheitskriterien strikt zu unterscheiden ist. Er könnte beispielsweise eine verifikationistische Wahrheitstheorie vertreten, die besagt, daß keine Aussage wahr sein kann, für die es prinzipiell keine Belege in der Erfahrung gibt. In diesem Fall würde die Annahme der Nichtexistenz der Sache aus der Unmöglichkeit des Wissens darüber folgen.<sup>24</sup> Aber vertritt Quine überhaupt eine solche verifikationistische Wahrheitstheorie, so daß aus der Unmöglichkeit des Wissens über eine Sache folgt, daß diese nicht existiert? Oder muß das Unbestimmtheitsargument in anderer Weise rekonstruiert werden? Wie ich im folgenden zeigen werde, sieht es eher so aus, als vertrete Quine zum einen gar keine solche Wahrheitsauffassung und zum anderen, als sei sein Unbestimmtheitsargument von einer solchen auch in keiner Weise abhängig.

Hinweise dafür, daß Quine keine verifikationistische Wahrheitstheorie vertritt, können wir finden, wenn wir verschiedentliche Bemerkungen von ihm zur pragmatistischen Wahrheitstheorie untersuchen: In „Word and Object“ kritisiert er Peirces Versuch, die Wahrheit geradewegs durch das Ergebnis der Anwendung der wissenschaftlichen Methode zu definieren. Die Menge der wahren Sätze ist danach als die ideale Theorie aufzufassen, die sich gewissermaßen als Grenzwert der fortlaufenden Anwendung der wissenschaftlichen Methode ergibt. Quine sieht hierhin eine falsche Analogiebildung zum Grenzwert bei Zahlen.<sup>25</sup> Aber selbst, wenn wir die damit einhergehenden Schwierigkeiten umgehen, indem wir die Wahrheit mit dem „idealen Ergebnis der unmittelbaren Anwendung der wissenschaftlichen Methode auf die gesamte künftige Totalität von Oberflächenreizungen gleichsetzen“ (ebd. 23), könnten dennoch mehrere mögliche Kandidaten von Theorien den ersten Platz der idealen Gesamtheorie beanspruchen (vgl. ebd.); denn Quines Ansicht nach gibt es „keinen Grund anzunehmen, daß selbst die bis in die Ewigkeit hinein berücksichtigten Oberflächenreizungen des Menschen eine bestimmte Systematisierung zulassen, die, wissenschaftlich gesehen, besser oder einfacher ist als alle möglichen Alternativen“ (ebd.). Diese Bemerkung allein spricht zwar noch nicht unbedingt gegen eine verifikationistische – bzw. pragmatistische – Wahrheitsauffassung. Sie läßt sich auch in dem Sinne deuten, daß Quine eher eine Relativierung der Peirceschen Auffassung vertritt: Es gibt nicht nur eine ideale Gesamtheorie, die die Wahrheit festlegt, wenn man die wissenschaftliche Methode auf die sich ständig erweiternde Erfahrung anwendet, sondern es gibt eine Vielzahl von Alternativen. Dies ist jedoch nicht der Kern von Quines Argument. Er ist nicht

<sup>24</sup> Daß Quine mittels einer verifikationistischen Wahrheitsauffassung die Gültigkeit eines solchen Schlusses sicherstelle, ist auch Bühlers Ansicht in seinem erwähnten Aufsatz „Scepticism“ (a. a. O. 45 f.). Wie problematisch es ist, Quines Überlegungen zur Unbestimmtheitstheese im Sinne des „skeptischen Argumentes von der Unbestimmtheit“ zu rekonstruieren, zeigt sich beispielsweise schon daran, daß Bühler in seinem später erschienenen Buch bei der Rekonstruktion derselben die Annahme fallen läßt, Quine bewerkstellige diesen Schluß mit Hilfe einer verifikationistischen Wahrheitstheorie. Allerdings ist der Schluß auch dann nicht sicherzustellen (eine Diskussion von Bühlers Argumentrekonstruktion findet sich in meinem Aufsatz: Das unbestimmte Argument von der Skepsis, in: Grazer philosophische Studien 32 [1988] 213–219). Meines Erachtens ist zu bezweifeln, wie ich unter anderem in diesem Aufsatz zeige, daß Quine überhaupt einen solchen Schluß vornimmt.

<sup>25</sup> Vgl. Quines Darstellung in: Word and Object, a. a. O. § 6, 23.

der Ansicht, daß wir es zwar mit einer Vielzahl von Alternativen zu tun haben, wir aber dessen ungeachtet die Wahrheit dennoch als das Ergebnis der Anwendung der wissenschaftlichen Methode ansehen müssen. Denn, wie er ausdrücklich sagt: „Die wissenschaftliche Methode ist zwar der Weg zur Wahrheit, aber sie gewährt noch nicht einmal im Prinzip eine eindeutige *Definition* der Wahrheit.“ [Hervorhebungen von mir, H. J. W.] (Ebd.) Es wäre verfehlt, diese Überlegung so zu deuten, als wende sich Quine damit nicht gegen eine verifikationistische (bzw. pragmatistische) Wahrheitsauffassung, sondern lediglich dagegen, wie Peirce zu glauben, die Anwendung der wissenschaftlichen Methode führe zu nur einer einzigen idealen Theorie; also zu behaupten, Quine verwerfe nicht den Verifikationismus (bzw. Pragmatismus) in der Wahrheitstheorie schlechthin, sondern allein die Ansicht, daß wir durch diesen zu einem eindeutigen Resultat gelangen könnten. Genauer besehen geht es Quine aber gar nicht darum. Seine Bemerkung zeigt vielmehr deutlich, daß er zwischen Methoden der Wahrheitsfeststellung („Weg“) und dem Begriff der Wahrheit („Definition“) unterscheidet. Er gesteht zwar zu, daß die wissenschaftliche Methode ein „Weg zur Wahrheit“ ist – wenngleich es davon mehrere geben kann. Aber er sagt auch, daß wir dadurch keine „Definition der Wahrheit“ erhalten. Und dies gilt nicht allein für die Peircesche Konzeption; auch im allgemeinen – was den Wahrheitsbegriff bzw. die Definition angeht – ist Quine wegen dieses Unterschieds der Ansicht: „Ebenso ist jede sogenannte pragmatische Wahrheitsdefinition zum Scheitern verurteilt.“ (Ebd.) Also auch wenn es nicht nur eine einzige ideale Gesamtheorie gibt, können wir immer noch fragen, worin Wahrheit denn überhaupt besteht.

Wenn wir die Bemerkungen, die Quine über Wahrheit macht, näher betrachten, können wir feststellen, daß er einen engen Zusammenhang zwischen Wahrheit und Ontologie herstellt. Offenbar geht Quine davon aus, daß der Wahrheitswert eines Satzes davon abhängig ist, was dessen Teilausdrücke bezeichnen – wenngleich er nicht der Ansicht ist, daß die bezeichneten Entitäten in einem absoluten Sinne existieren. Vielmehr machen wir seiner Ansicht nach (durch unsere Theorien) jeweils bestimmte Existenzbehauptungen, d. h. die Entitäten, auf die sich unsere Bezeichnungsausdrücke beziehen, haben ihren *Ursprung* in Setzungen.<sup>26</sup> Theorien liefern uns somit erst eine bestimmte Ontologie durch die von ihnen gesetzten Entitäten, die die „Parameter der Wahrheit“ (ebd. 76) bilden. Dies müssen wir berücksichtigen, wenn wir bestimmte Sätze wie z. B. „Das Atomgewicht von Natrium ist 23“ oder „Brutus hat Cäsar getötet“ betrachten und fragen, wovon deren Wahrheit abhängt. *Vom Standpunkt einer vorausgesetzten Theorie* ist es Quine zufolge jedoch so: „Daß diese Aussagen von gesetzten Entitäten handeln, daß sie nur relativ zu einem sie umgebenden Theorie-Korpus Bedeutung haben und sich nur rechtfertigen lassen, indem man die Beobachtung durch das Prinzip der wissenschaftlichen Methode ergänzt, darauf kommt es jetzt nicht mehr an.“ (Ebd. 24) D. h. wenn wir uns mit der Wahrheit von irgendwelchen Einzelaussagen befassen, dann verfügen wir bereits über ein Universum gesetzter Entitäten, das den Bezugsrahmen für die Bezeichnungsausdrücke unserer Aussagen bildet. Das Zustandekommen dieser Entitäten ist für die Frage der Wahrheit vom Standpunkt einer bereits gebildeten Theorie aus unwichtig. Hier werden sie so behandelt, als ob sie existierten. Dennoch sind sie erkenntnistheoretisch bloße Setzungen. Aber auch dann, wenn die als existent angenommenen Gegenstände nur Setzungen zum Zweck der Vereinfachung und Systematisierung unserer Beobachtung sind, hängt doch die Wahrheit oder Falschheit von Aussagen von diesen gesetzten Entitäten ab.

So stellt Quine denn auch ausdrücklich einen Zusammenhang zwischen Ontologie und

<sup>26</sup> Vgl. ebd. § 6.

Wahrheitskonzeption in der Diskussion der ontologischen Relativität her: „Der ontologische Regreß erinnert an die mittlerweile vertrauten semantischen Regresse bezüglich Wahrheit und verwandter Begriffe wie Erfüllung und Benennung.“<sup>27</sup> „Diese Ähnlichkeit sollte uns vielleicht nicht überraschen, da doch sowohl Ontologie als auch Erfüllung beide Angelegenheiten des Gegenstandsbezugs sind.“ (Ebd. 68) Wenn wir berücksichtigen, daß Erfüllung nach Tarski – auf den sich Quine beruft – eine Beziehung zwischen Folgen von Gegenständen und sprachlichen Ausdrücken ist, dann besteht ein Zusammenhang zwischen Ontologie und Wahrheitstheorie derart, daß die Wahrheit eines Satzes davon abhängig ist, was seine Teilausdrücke bezeichnen (bzw. daß Gegenstände eine Aussagefunktion erfüllen).<sup>28</sup> Also nur, wenn wir über ein Universum von Gegenständlichkeiten als Bezugsrahmen verfügen – auch wenn dieses nur auf Setzungen beruht –, können wir über die Wahrheit bestimmter Aussagen urteilen. Nur so ist zu verstehen, was Quine meint, wenn er davon spricht, „daß wir diesen oder jenen Satz nur dann sinnvoll als wahr bezeichnen können und auch tatsächlich so bezeichnen, wenn wir uns mitten in eine tatsächlich vorhandene Theorie zurückbegeben, die zumindest hypothetisch akzeptiert ist.“<sup>29</sup> Denn Wahrheit ist für Quine davon abhängig, was die in einer Theorie vorkommenden Terme bezeichnen; dies aber wird erst durch eine „tatsächlich vorhandene Theorie“ gesetzt. Weil Aussagen also lediglich von gesetzten Entitäten handeln, sei es nur da „sinnvoll, ‚wahr‘ auf einen Satz anzuwenden, wo dieser in Begriffen einer gegebenen Theorie gefaßt ist und von dieser Theorie aus, zusammen mit der von ihr gesetzten Realität, betrachtet wird“ (ebd.). Wir können „nur in den Begriffen einer Theorie oder eines Begriffsschemas sinnvoll von der Wahrheit eines Satzes sprechen...“ (ebd. 75). Quine sieht also die Frage nach der Wahrheit einzelner Aussagen von einer durch eine Theorie gegebenen Ontologie bedingt. Theorie, Wahrheit und Ontologie hängen demnach insofern zusammen, als die Wahrheit von Aussagen mit abhängt von den durch eine Theorie gesetzten Entitäten. Wahrheit sei insofern immer theorieimmanent: Zwar würde die Wahrheit einer Aussage vom Bestehen eines bestimmten Sachverhaltes abhängen, aber was überhaupt eine solche (mögliche) Tatsache sei und was nicht, werde erst durch die Theorie festgelegt. Tatsachen könne es also nur bezüglich solcher Entitäten geben, von denen unsere Theorien handeln. Weil die Wahrheit von Aussagen somit davon abhängt, was für Gegenstände den Wertebereich der Variablen der Aussagen der Theorie bilden, werde wegen der Theorieabhängigkeit der Ontologie die Wahrheit selbst theorieabhängig. Wenn wir eine Theorie für wahr halten, gehen wir nach Quine eine ontologische Verpflichtung (ontological commitment)<sup>30</sup> ein, die darin bestehe, daß wir auch die durch jene postulierten Entitäten annehmen müßten.

Indem Quine solchermaßen von einer Abhängigkeit der Wahrheit von Aussagen von dem, was deren Terme bezeichnen, ausgeht, scheint er hinsichtlich irgendwelcher *Einzel-aussagen* eine Version der Korrespondenzauffassung der Wahrheit zu vertreten, wenngleich auch die Gegenstände, auf die sich die Aussagen beziehen, durch die Theorie gesetzt sind. Auch seine verschiedentlichen Verweise auf Tarski legen dies nahe. Was dagegen die Wahrheit der Gesamtheorie angeht, wird nur verlangt, daß sie mit der Gesamtheit der Beobachtungssätze, deren Wahrheit unabhängig von der Theorie gegeben ist, vereinbar – kohärent – ist. Zu einer ganz anderen Einschätzung in diesem Punkt kommt Michael Sukale,

<sup>27</sup> Quine, *Ontological Relativity*, a. a. O. 67.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu z. B. Quine, *Philosophy of Logic* (Englewood Cliffs 1970) 40–42.

<sup>29</sup> Quine, *Word and Object*, a. a. O. 24.

<sup>30</sup> Zu Quines Theorie der ontologischen Verpflichtung vgl. seine Aufsätze: *Logic and the Reification of Universals*, und *On What There Is*, beide abgedruckt in seinem Aufsatzband: *From a Logical Point of View*, a. a. O.

nach dessen Auffassung für Quine „einzelne theoretische Sätze nicht für sich genommen wahr oder falsch sein können. Somit scheint eine Korrespondenztheorie der Wahrheit auszuschneiden... Die Sätze unserer Gesamtheorie können lediglich miteinander zusammenhängen, daher ist auf die einzelnen Sätze unserer Theorien nur eine Kohärenztheorie der Wahrheit anwendbar. Freilich wird die Korrespondenztheorie von Quine nicht völlig über Bord geworfen. Was der Welt entsprechen soll, ist nicht ein einzelner Satz oder eine einzelne Theorie, sondern die Gesamtheit der Welt als Ganzes.“<sup>31</sup> Da wir ansonsten in der Deutung von Quines Philosophie weitgehend übereinstimmen, nahm Sukale eine sich bietende Gelegenheit wahr, Quine diese Frage vorzulegen. In einer brieflichen Antwort stimmte Quine beiden Interpretationen mit folgender Erläuterung zu: Die Wahrheit einer Gesamtheorie als ganze sei Korrespondenz mit der Welt. Und diese Korrespondenz heiße aber auch Übereinstimmung an jedem einzelnen empirischen Kontrollpunkt. D. h. die einzelnen interpretierten Beobachtungssätze zeigen die Übereinstimmung der Gesamtheorie mit der Welt an. Insofern kann man also sagen, daß Quine Korrespondenz sowohl auf eine gesamte Theorie beziehen kann als auch auf einzelne Sätze. Gleichzeitig sind seiner Ansicht nach die theoretischen Sätze so auf die Beobachtungssätze als Prüfinstanzen bezogen, daß Kohärenz dieser mit jenen vorliegt.

Daß Quine wohlweislich zwischen Wahrheitskriterien und einem Wahrheitsbegriff im Sinne einer Korrespondenztheorie unterscheidet, wird auch deutlich in folgender Stelle einer Replik auf Cresswell ausgesprochen, wo Quine Cresswells Frage beantwortet, was eine physikalische Theorie wahr oder falsch macht. Es heißt dort: „Ich kann nichts weiter, als mit wenig hilfreichen Realismus zu antworten, daß es die Beschaffenheit der Welt (nature of world) ist. Immanente Wahrheit á la Tarski ist die einzige Wahrheit, die ich anerkenne.“<sup>32</sup> Und er unterscheidet – mit Cresswell – diese Frage von der der Feststellbarkeit: „Wie können wir wissen, daß die eine Theorie wahr und die andere falsch ist? Dies ist im Grund eine ganz andere Frage...“ (Ebd.)

Die Untersuchung von Quines Wahrheitsverständnis zeigt, daß die Frage danach, ob eines von alternativen empirisch adäquaten Gesamtsystemen von Hypothesen im Gegensatz zu den anderen zutreffend sein kann, nicht dadurch a limine abgewiesen werden kann, daß man fälschlich unterstellt, er vertrete eine verifikationistische Wahrheitstheorie. Dann kann aber aus der prinzipiellen Unmöglichkeit des Wissens darüber, zu entscheiden, welche von alternativen Hypothesen über eine Sache zutrifft, nicht mehr die Nichtexistenz der Sache gefolgert werden. Worin dann aber die Unbestimmtheit der Sache ihren Grund haben könnte, bleibt unklar. Andererseits läßt sich die oben aufgeworfene Frage nicht einfach abweisen. Quine sieht selbst die Möglichkeit, daß man annehmen könnte, daß die Unerforschlichkeit einer Sache noch nicht deren Nichtexistenz impliziert. Im Zusammenhang einer Erörterung ontologischer Fragen bemerkt Quine auch explizit, „daß die Unerforschlichkeit des Gegenstandsbezugs nicht die Unerforschlichkeit einer Tatsache ist; es dreht sich hier nicht um eine Tatsachenfrage“.<sup>33</sup> Quine sieht also durchaus die Möglichkeit des Auftauchens solcher Fragen, ist jedoch der Meinung, daß sie kein fundamentum in re

<sup>31</sup> Sukale, Denken, Sprechen und Wissen. Logische Untersuchungen zu Husserl und Quine (Tübingen 1988) 279.

<sup>32</sup> Quine, Responding to M. J. Cresswell, in: ders., Theories and Things (Cambridge, Mass. 1981) 180.

<sup>33</sup> Quine, Ontological Relativity, a. a. O. 47; vgl. auch die analoge Bemerkung über Sprachbedeutungen: „Wo die Unbestimmtheit der Übersetzung anzutreffen ist, da gibt es keine Frage der rechten Wahl, da gibt es keine Tatsache – selbst innerhalb der anerkannten Unterbestimmtheit einer Theorie der Natur.“ (Replies to Chomsky, a. a. O. 303)

haben. Genau von dieser Art sei aber die Frage danach, ob eine von alternativen Gesamtheorien wahr, die anderen hingegen falsch sein könnten. Angenommen, wir haben zwei empirisch äquivalente Gesamtheorien, die gleich einfach sowie logisch unvereinbar sind und die man nicht durch Rekonstruktion der Prädikate aufeinander reduzieren könnte. Quine sieht durchaus, daß man in diesem Falle fragen könnte: „Können wir sagen, daß die eine vielleicht wahr und die andere deswegen falsch ist, daß es aber prinzipiell unmöglich ist, zu wissen welche?“<sup>34</sup> Und er ist der Ansicht, daß eine solche Frage nur scheinbar eine Frage nach etwas Tatsächlichem ist.

Dem oben skizzierten Zusammenhang von Theorie, Ontologie und Wahrheit konnten wir entnehmen, daß Quine der Auffassung ist, daß Theorien in erster Linie dazu dienen, unsere (mögliche) Beobachtung zu erklären (bzw. vorauszusagen). Sofern eine Gesamtheorie – ein *système du monde* – dies vermag, sei sie empirisch adäquat. Mit der Annahme einer bestimmten Gesamtheorie über die Welt würden sich jedoch jeweils bestimmte ontologische Verpflichtungen ergeben; man müsse die Existenz der durch sie gesetzten Entitäten annehmen. Eine *Theorie* setze also mögliche Tatsachen und eine bestimmte Ontologie. Sei die Theorie empirisch adäquat, dann müsse man auch annehmen, daß bestimmte Tatsachen und Entitäten existierten. Irgendeine *Einzelaussage* sei dann wahr, wenn der von ihr behauptete Sachverhalt vorliegt. Aber die Wahrheit einer solchen Einzelaussage sei abhängig vom Korpus einer vorausgesetzten Theorie, welche erst den Bereich von Entitäten bestimme, von denen irgendwelche Einzelaussagen handeln können. Wahrheit und Ontologie seien nicht voneinander zu trennen, weil Wahrheitsfragen nicht unabhängig von einer vorausgesetzten Ontologie beantwortet werden könnten. Und genau aus diesem Grund bezweifelt Quine, daß die oben aufgeworfene Frage sinnvoll sein könnte; denn, wie es bei ihm heißt: „Was immer wir behaupten, behaupten wir letztendlich als eine Aussage innerhalb unserer gesamten Theorie der Natur, wie wir sie jetzt sehen; und eine Aussage wahr zu nennen heißt nichts weiter, als sie nochmals zu behaupten. Vielleicht ist sie nicht wahr, und vielleicht werden wir dies herausfinden. Aber in jedem Fall gibt es keine theorieunabhängige (extra-theoretic) Wahrheit, keine höhere Wahrheit als die Wahrheit, die wir beanspruchen oder anstreben, wenn wir damit fortfahren, an unserem System der Welt von innen heraus weiterzubasteln.“ (Ebd.) Gibt es keine umfassendere Rahmentheorie, dann gibt es nach Quine auf die Frage, welches von zwei empirisch äquivalenten Theoriesystemen vorzuziehen wäre, keinerlei rationale Antwort.<sup>35</sup> Denn wir können keinen theoriejenseitigen – absoluten – Standpunkt einnehmen, um Fragen der Wahrheit und der Ontologie zu beantworten. „Wir müssen innerhalb irgendeines Begriffsschemas arbeiten; wir können die Schemata wechseln, aber wir können nicht jenseits von allen von ihnen stehen.“<sup>36</sup> „Es ist sinnlos, während wir innerhalb einer Theorie arbeiten, die Realität ihrer Gegenstände oder die Wahrheit ihrer Gesetze in Frage zu stellen, solange wir nicht mit dem Gedanken spielen, die Theorie zu verwerfen und uns eine andere zu eigen zu machen.“ (Ebd.)

Warum dies Quine zufolge nicht möglich ist, können wir sehen, wenn wir die These der Theorieabhängigkeit von Wahrheit und Ontologie auf die obige Frage anwenden: Wie wir sehen konnten, müssen wir die Existenz spezifischer Entitäten annehmen, wenn wir davon ausgehen, daß bestimmte theoretische Aussagen wahr sind. Nun ist aber auch die *Realismushypothese*, die Annahme, daß eine von mehreren alternativen, empirisch äquivalenten

<sup>34</sup> Quine, On Empirically Equivalent Systems of the World, in: Erkenntnis 9 (1975) 327.

<sup>35</sup> Vgl. ebd. 328.

<sup>36</sup> Quine, The Limits of Knowledge, in: ders., The Ways of Paradox and Other Essays (rev. and enl. ed. Cambridge, Mass. 1976) 65.

Gesamttheorien eine zutreffende Darstellung hinsichtlich ihrer unterbestimmten Bestandteile sein kann, während ihre Konkurrenten dies nicht sind, eine im Sinne Quines *theoretische Annahme*. Danach hat die Realität eine bestimmte – wenn auch vielleicht unbekannte – Struktur, hinsichtlich derer unterbestimmte Teile einer Gesamttheorie – wie insbesondere deren Ontologie – zutreffend sein können oder nicht. Die Annahme der Existenz einer in diesem Sinne strukturierten Wirklichkeit beruht demnach, wenn wir Quines Auffassung vom theorieabhängigen Charakter von Existenzannahmen von Entitäten zugrunde legen, auf Setzungen, die sich aus der Voraussetzung der entsprechenden – metaphysischen – Theorie ergeben. D. h. wir gehen hierbei von einer theoretischen Annahme aus, welche die Existenz einer strukturierten Wirklichkeit impliziert. Damit ist aber auch die Wahrheit der Annahme, daß eine empirisch äquivalente Gesamttheorie im Gegensatz zu ihren Alternativen eine zutreffende Darstellung ist, *theorieabhängig*. Denn ohne die betreffende metaphysische Theorie über das mögliche Zutreffen einer Ontologie, über den Darstellungscharakter von Setzungen, läßt sich weder positiv noch negativ etwas über die Wahrheit einer solchen Annahme sagen.<sup>37</sup>

Da die Annahme, daß auch unterbestimmte Teile einer *Gesamttheorie* eine zutreffende Darstellung geben können, sich also auf etwas Tatsächliches zu beziehen vermögen, vom Quineschen Standpunkt aus ihrerseits als Teil einer bestimmten Gesamttheorie – also selbst als theoretisch – angesehen werden muß, können wir sie nicht dazu heranziehen, die Grundlage einer möglichen Entscheidung *zwischen* Gesamttheorien zu liefern. Denn schließlich könnte es alternative Gesamttheorien geben, denen gerade diese Annahme nicht als Teil zugehört. Vom Standpunkt solcher Theorien aus wäre die Annahme überhaupt nicht sinnvoll zu machen. Damit ist aber offensichtlich, daß innerhalb der Quineschen Annahmen die Frage, ob eine von mehreren (logisch unvereinbaren) Gesamttheorien, obwohl empirisch äquivalent, vorgezogen werden könnte, weil sie im Gegensatz zu den anderen eine zutreffende Darstellung ist, gar nicht sinnvoll zu stellen ist. Denn dies würde erfordern, einen jeglicher Theorie jenseitigen Standpunkt einzunehmen; eine Annahme, die – wie wir sahen – Quine für grundlegend verfehlt hält. Auf Quine selbst angewendet heißt dies, daß selbst die Frage, ob es eine außersprachliche, strukturierte Wirklichkeit gibt, in der die Reizbedeutungen der Beobachtungssätze gründen, nur innerhalb einer bestimmten Gesamttheorie sinnvoll ist.

In „The Limits of Knowledge“ untersucht Quine die Möglichkeit prinzipiell unbeantwortbarer Fragen und kommt zum Ergebnis, daß es sich bei solchen nur um Scheinfragen handeln könne. Denn wenn man berücksichtigt, daß Sprache – und Theorie – letztlich in der Beobachtung gründeten, zeige die prinzipielle Unbeantwortbarkeit einer bestimmten Frage, daß mit unserer Sprache – bzw. unserem theoretischen Rasonnement – etwas falsch gelaufen sei: „Die Sprache hat sich von ihrer Verankerung gelöst, und die Frage hat keinen Sinn.“<sup>38</sup> Die Frage zu stellen, ob eine Gesamttheorie im Gegensatz zu all ihren möglichen

<sup>37</sup> In seiner Untersuchung des Unterschiedes zwischen der *Unterbestimmtheit* von Gesamttheorien und der *Unbestimmtheit* der Übersetzung begeht Paul Gouchet genau diesen Fehler, anzunehmen, es gäbe für Quine eine „Gesamtheit der Wahrheiten über die Natur“ unabhängig von jeder Theorie. Er kommt deshalb zu der Auffassung, daß nach Quine die „physikalische Theorie im Hinblick auf die unendliche Menge aller möglichen Beobachtungen *unterdeterminiert*, ... jedoch determiniert im Hinblick auf die Gesamtheit der möglichen Verteilungen von Elementarteilchen im Universum“ ist (P. Gouchet, Quine zur Diskussion. Ein Versuch vergleichender Philosophie [Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1984] 85). Bei der Übersetzung dagegen gäbe es den Unterschied, daß diese „darüber hinaus *indeterminiert* im Hinblick auf die Gesamtheit der Verteilungen von Elementarteilchen“ ist (ebd.).

<sup>38</sup> Quine, The Limits of Knowledge, a. a. O. 67.

Alternativen eine zutreffende Darstellung liefern könnte, heißt für Quine, zu übersehen, daß es keine theorieunabhängige Wahrheit gibt.<sup>39</sup> Prinzipiell unbeantwortbare Fragen zu stellen, heiße deshalb Scheinfragen zu stellen. Die Frage, „ob es Fragen gibt – sinnvolle Fragen –, die Menschen prinzipiell niemals beantworten könnten“ (ebd.), beantwortet Quine mit einem definitiven: *Nein*.

Wenn es demnach keine sinnvolle Aussage gibt, von der man sagen könnte, sei sie wahr, könne aber prinzipiell nicht entschieden werden – dann liegt dies nach Quine nicht etwa daran, daß die mögliche Wahrheit von der möglichen Entscheidbarkeit abhinge. Prinzipielle Unbeantwortbarkeit ist seiner Ansicht nach vielmehr ein Indiz dafür, daß die Fragestellung selbst schon verfehlt ist, weil dabei eine Scheinfrage produziert wurde. Den Grund *prinzipieller* Unerforschlichkeit sieht Quine darin, daß es nichts Objektives gibt, das erforschlich sein könnte. Fragen, denen etwas Objektives zugrunde liegt, sind demnach also zumindest prinzipiell erforschlich.<sup>40</sup> Solche Fragen ergeben sich, wenn versucht wird, Fragen, die sich auf Annahmen irgendeiner Gesamtheorie beziehen, in einer absoluten Weise zu stellen; also wenn versucht wird, einen theoriejenseitigen Standpunkt einzunehmen. Im Falle der hier untersuchten Frage heißt dies: Wir würden eine einer Gesamtheorie *immanente* Behauptung dazu verwenden, um *zwischen* alternativen Gesamtheorien zu entscheiden. Genau dies hält Quine aber wegen der Theorieabhängigkeit der Wahrheit von Behauptungen nicht für möglich. Hierzu bedürften wir irgendwelcher von bestimmten Gesamtheorien unabhängiger Annahmen. Da wir uns aber immer nur innerhalb einer Gesamtheorie bewegen könnten, sei das Einnehmen eines solchen Standpunktes unmöglich und die betreffende Frage zu stellen sinnlos.

Quines Strategie ist also nicht, in irgendeiner Weise einen Schluß von der Unmöglichkeit des Wissens (der Entscheidung) über eine Sache auf deren Nichtexistenz mit Hilfe von Zusatzannahmen – wie z. B. einer verifikationistischen Wahrheitsauffassung – vorzunehmen. Und wie wir sehen konnten, wäre ihm dies auch gar nicht möglich; denn gleichgültig, welche Wahrheitskonzeption (oder sonstige inhaltliche Annahme) er auch zugrunde legen würde, könnte er sie doch niemals dazu heranziehen, um die Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Wahl *zwischen* Gesamtheorien zu entscheiden. Er versucht statt dessen zu zeigen, daß prinzipiell unbeantwortbare Fragen eher darauf hindeuten, daß sie überhaupt nicht *Fragen über etwas* sind, da sie auf erkenntnistheoretisch haltlosen Voraussetzungen beruhen und insofern sinnlos sind. Die Unmöglichkeit, zwischen alternativen Gesamtheorien zu entscheiden, impliziert für Quine also nicht die Nichtexistenz der Sache, sondern umgekehrt: Da es unabhängig vom Rahmenwerk einer Gesamtheorie so etwas wie eine Hypothese darüber, daß es einen Unterschied zwischen zutreffender und nichtzutreffender Darstellung gar nicht geben kann, kann auch keine Entscheidung darüber möglich sein, ob eine von verschiedenen Gesamtheorien im Gegensatz zu ihren Rivalen eine zutreffende Darstellung ist. Die Annahme eines metaphysischen Realismus erweist sich für Quine demnach als eine aus metaphysischen Gründen haltlose Annahme.

Würden wir von vornherein eine verifikationistische Wahrheitstheorie bei Quine voraussetzen, würde gerade dieser Zusammenhang verdeckt, da in diesem Falle allein von der Unerforschlichkeit auf die Nichtexistenz geschlossen würde. Zudem würde dies bedeuten,

<sup>39</sup> Eine solche Frage zu stellen, ist vergleichbar damit, daß es beispielsweise die Sprache erlaubt, syntaktisch korrekte Sätze zu bilden, die jedoch semantisch unsinnig sind.

<sup>40</sup> In „The Limits of Knowledge“ untersucht Quine einige Beispiele für Fragen, die gemeinhin für unlösbar gehalten werden. Seiner Meinung nach sind selbst Probleme wie solche, die im Zusammenhang mit der Kontinuumshypothese oder der Unschärferelation auftauchen, zumindest nicht prinzipiell unlösbar (vgl. a. a. O. 65–67).

unabhängig von einer bestimmten Gesamtheorie eine bestimmte Wahrheitsauffassung voranzusetzen. Wie jetzt aber leicht einzusehen ist, müssen wir Quine zufolge auch Wahrheitsauffassungen selbst als Teil unterbestimmter Gesamtheorien betrachten. Da wir aus Quinescher Sicht aber auch bezüglich dieser keinen theorietranszendenten Standpunkt einnehmen können, wäre der Schluß vom prinzipiellen Nichtwissen auf die Nichtexistenz der Sache auf Grund einer theorieunabhängigen Wahrheitsauffassung etwas von Quines eigenem Ansatz her grundlegend Verfehltes. Denn auch dies hieße, irgendeiner einer bestimmten Gesamtheorie immanente unterbestimmte Behauptungen heranzuziehen, um eine Behauptung zu begründen, die sich auf verschiedene Gesamtheorien beziehen soll. Wenngleich wir oben sehen konnten, daß Quine keinesfalls auf eine verifikationistische Wahrheitstheorie verpflichtet werden kann, kommen wir nun zu dem Ergebnis, daß dies für die Unbestimmtheitstheorie auch überhaupt nicht bedeutsam wäre. Denn sowohl die Behauptung, daß Darstellungen unabhängig davon, ob dies feststellbar ist, zutreffend sein können, als auch die, daß aus prinzipieller Nichtfeststellbarkeit die Falschheit einer Behauptung folge, sind beide schon unterbestimmte Teile von Gesamtheorien. Die Rekonstruktion von Quines Überlegungen zur Unbestimmtheit zeigt, daß wir überhaupt keine, irgendeiner bestimmten Gesamtheorie zugehörigen Annahmen, wie etwa eine bestimmte Wahrheitstheorie, als Voraussetzung für die Unbestimmtheitstheorie verwenden dürfen.

Quines Argumentation für die Unbestimmtheitstheorie besteht also nicht darin, zu behaupten, daß unter bestimmten Zusatzannahmen aus der prinzipiellen Unmöglichkeit des Wissens über eine Sache folgt, daß es diese gar nicht gibt; es sieht vielmehr so aus, als ob es eine Konsequenz seiner Erkenntnistheorie ist, daß es kein mögliches metaphysisches Wissen von erfahrungsgenseitigen Sachen geben kann.

## Wittgensteins Kohärenzismus und das „Starke Programm“ der Wissenssoziologie

Von András KERTÉSZ (Debrecen/Ungarn)

### *1. Problemstellung*

In einem anregenden Beitrag wies R. C. S. Walker nach, daß die Spätphilosophie Wittgensteins der Kohärenztheorie der Wahrheit auf eine unhaltbare Weise verpflichtet ist.<sup>1</sup> Wittgenstein kommt nämlich zu der Einsicht, daß Klasseneinteilungen zwar auf Ähnlichkeiten beruhen, diese aber ihrerseits sich nicht auf die objektiven Eigenschaften von Gegenständen zurückführen lassen, sondern durch die unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft bestehende Übereinstimmung bereitgestellt werden. Da demzufolge der Wahrheitswert einer Aussage danach beurteilt wird, ob sie mit den von der Gemeinschaft bereits als wahr angenommenen Aussagen im Einklang steht oder nicht, wird Wittgenstein notwendigerweise dazu gezwungen, die Kohärenztheorie der Wahrheit zu vertreten.

Die erste unerwünschte Konsequenz von Wittgensteins Kohärenzismus besteht nach Walkers Analyse darin, daß Wittgenstein einerseits die Übereinstimmung zum Maßstab der Ähnlichkeit machte, andererseits aber, indem er die Möglichkeit einer Rechtfertigung

<sup>1</sup> R. C. S. Walker, Regelbefolgen und die Kohärenztheorie der Wahrheit, in: D. Birnbacher und A. Burkhardt (Hg.), Sprachspiel und Methode. Zum Stand der Wittgenstein-Diskussion (Berlin, New York 1985) 27–46.